

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 76.

Berlin, Donnerstag den 26. Juni

1845.

Frankreich.

Die apostolisch- (deutsch-) katholische Kirche in Frankreich.

Die Bestrebungen der deutschen Vernunft, im Gebiete des katholischen Kirchenregimentes aufzuräumen, finden auch in Frankreich eine immer größere Theilnahme. Zwar hat sich diese bis jetzt weniger in äußerlichen Thatfachen dargestellt, aber sie zeigt sich in der Literatur, sie beweist, wie die in Deutschland entsprungene Bewegung mit den Ansichten der gebildeten Franzosen übereinstimmt und dem wahren Geiste Frankreichs entspricht. Es ist mit Recht namentlich darauf hingedeutet worden, daß die Annahme der Prinzipien der deutsch-katholischen Kirche allein die Möglichkeit gewähre, den Kampf gegen die Jesuiten siegreich zu beendigen; denn die Jesuiten (oder besser der Jesuitismus) und der römische Hof stehen gegenwärtig mehr als je in der engsten Wechselbeziehung, ihr Daseyn ist so ineinander verwachsen, daß mit dem Bestehen oder Aufhören des einen auch das Bestehen oder Aufhören des anderen, wenigstens für das gebildete Europa, nothwendig verbunden ist. Daher der hartnäckige Kampf, der Frankreich in diesem Augenblicke bewegt, und, wenn nicht im Bewußtseyn, so doch im Gefühl dieser Wahrheit mit solchem Nachdruck geführt wird.

Es scheint uns zeitgemäß, unseren Lesern einige französische Betrachtungen über dieses Thema vorzuführen. — Ueber die beiden Glaubensbekenntnisse, das Breslau-Leipziger und das Schneidemühl, äußert sich der Sémour zunächst in folgender Weise: „Sie sind in keinem wesentlichen Punkte verschieden. Indem man aber für das allgemein gültige Bekenntnis nur eine geringe Anzahl von Sätzen als bindend angenommen hat, hat man weislich einer jeden Gemeinde die Freiheit gelassen, sich durch Zusätze ein für ihre besonderen Bedürfnisse geeignetes Bekenntnis aufzustellen. Denn nur auf diese Weise läßt sich die nothwendige Offenheit und Ehrlichkeit wahren, nur auf diese Weise kann sich die wahre Ueberzeugung der Einzelnen und der Gesamtmassen ausdrücken. Weit entfernt, die Verschiedenheiten der Glaubensbekenntnisse zu beklagen, betrachten wir sie vielmehr als eines der glücklichsten Anzeichen jener Bewegung, deren Fortschritt wir mit solcher Theilnahme verfolgen.“ Darauf zeigt er in weiterer Ausführung, wie das allgemeiner gehaltene und für den, durch den steten Umgang mit Protestanten, und durch seine Stellung in einem gebildeteren Volke, schon weiter fortgeschrittenen deutschen Theil passende Leipziger Bekenntnis in Rücksicht auf die Bedürfnisse der Slawen jene Veränderungen erfahren mußte, die in Schneidemühl gemacht worden sind, und vergleicht die unter den Slawen wirkende reformatorische Bestrebung mit der des Johann Hus, die ihr im Prinzip so ähnlich sah.

Diese Bemerkungen über das Leipziger Glaubensbekenntnis müssen den Beifall eines jeden Unparteiischen gewinnen. Wir haben es freilich selbst von Protestanten tabeln hören, und zwar wegen seines Mangels an positivem Inhalte, aber wir können nicht umhin, den Standpunkt, von welchem dieses Urtheil ausgeht, als einen einseitigen und unprotestantischen zu bezeichnen. Dem Einzelnen muß es natürlich unbenommen bleiben, so viel Positives zu glauben, als sein Gefühl von ihm verlangt, aber die Gesamtheit kann doch mit keinem anderen Maße gemessen werden, als mit dem, das die Gegenwart eben historisch bietet. Wenn sich nun aber einmal nicht leugnen läßt, daß die Mehrzahl der denkenden Theologen und der gebildeten Laien einen großen Theil des früher allgemein gültigen Positives tatsächlich aufgegeben hat, so folgt mit logischer Nothwendigkeit, daß die alle umfassende Formel um eben so viel erweitert werden muß, wenn man nicht Heuchelei oder Spaltungen hervorrufen will; die fortgeschrittenen aber auf einem überwundenen dogmatischen Standpunkte zurückzuhalten, ist unprotestantisch. Wir stellen als protestantische Laien vom rein historischen und schlechthin vernünftigen Gesichtspunkte die Frage: Was folgt daraus, wenn Examinatoren, die oft selbst nicht an die symbolischen Bücher glauben, junge Theologen, von denen sie wissen, daß sie eben so wenig daran glauben, dennoch auf dieselben vereiden?

Der Sémour fährt fort: „Der neuen Kirche ist es glücklich gelungen, in zwei außerordentlich wichtigen Punkten die Gefahren zu vermeiden, welche ihr aus der herrschenden Richtung unseres Jahrhunderts erwachsen:

Erstens hat sie bei der Abfassung ihres Glaubensbekenntnisses nur das reine Evangelium zu Grunde gelegt. Kein philosophisches System hat hineingespielt, sondern die heilige Schrift allein ist einmüthig als Regel angenommen worden.

Zweitens haben alle Verathungen, alle Gemeinden bis jetzt der weltlichen Macht die höchste ehrerbietige Achtung bewiesen. Weit entfernt, auf die Um-

triebe der Kommunisten einzugehen, hat die neue Kirche bei jeder Gelegenheit ihren festen Entschluß ausgesprochen, dem Herrscher unerschütterliche Treue und Gehorsam zu bewahren. Und bei den Mißthelligkeiten, welche zwischen dem römischen Hofe und den protestantischen Regierungen Deutschlands bereits entstanden waren und noch zu entstehen drohen, freut sich die neue Kirche um so mehr, daß sie keine Verpflichtungen weiter gegen Rom hat und in ihrem Unterthanen-Verhältniß gegen ihre angestammten Fürsten nicht mehr gestört wird.“

Aber dennoch sind die Deutsch-Katholiken des Kommunismus beschuldigt worden. Der Sémour weiß es und begegnet der Anklage vortrefflich: „Die Deutsch-Katholiken“, sagt er, „haben recht gethan, daß sie diesen Vorwurf zurückwiesen. Denn kein Mann von Ehre und Gewissen hört eine Verleumdung an, ohne seine Stimme zu seiner Rechtfertigung zu erheben, zumal wenn die Verdächtigung für die Religion selbst so traurige Folgen haben kann. Die Personen, von denen diese Anklage ausgegangen ist, sind von den Jesuiten beherrscht, mithin intolerant, und zwar gegen die neuen Katholiken weit mehr als gegen die alten Protestanten. Die Intoleranz aber hat zu allen Zeiten und unter allen Regierungsformen Sorge getragen, die Verleumdung voranzuführen, um nicht gar zu niedrig und zu ehrlos zu erscheinen. Wenn auch die Jesuiten noch so geschickt sind, die einfachsten Grundsätze von Recht und Unrecht umzukehren, so giebt es dennoch im menschlichen Gewissen etwas, was sich gegen die bloße und reine Intoleranz auflehnt. Man fürchtet, den Anderen, man ertröthet, sich selbst zu bekennen, daß man religiöse Ueberzeugungen verfolgt, daß man sich herausnimmt, den freien Verkehr des Geschöpfes mit seinem Schöpfer zu unterdrücken. Man muß also einen Umweg suchen, Mittel ausfindig machen, um sich selbst und die Anderen zu täuschen. Diese Mittel findet man in der Verleumdung. Man bürdet seinen Gegnern Verbrechen auf, und unter dem Deckmantel dieser selbstfabrizirten Verbrechen vernichtet man den gepasteten Glauben.“

„Dies Verfahren ist schon von den Heiden reichlich angewendet worden, und der Papst hat ihren Weg getreulich fortgesetzt. Es ist ein merkwürdiges, aber noch weit mehr ein trauriges Studium, zu sehen, wie die Verleugner, die Denker der Religionen, jederzeit die Kunst verstanden haben, gerade diejenige Beschuldigung zu erfinden und zu verbreiten, die zu einer bestimmten Zeit die größte Wirkung hervorbringen mußte. In den ersten Jahrhunderten wurden die Christen vorzüglich der Majestätsbeleidigung und der Aufsehnung gegen die Kaiser bezichtigt: das war ein vortreffliches Mittel, diese Despoten zur Errichtung von Schaffoten anzureizen. Die Kaiser waren damals allmächtig und auf sie mußte man wirken. Zu den Zeiten der Albigenser, in einem frommen und abergläubigen Jahrhunderte, wurden die Sektirer des mittäglichen Frankreichs schrecklicher Gotteslästerungen und abscheulicher Gottlosigkeit von den Päpsten angeklagt: ein prächtiges Mittel, um einen Kreuzzug von Bürgern aufzubringen. Im sechzehnten Jahrhunderte schrieb der heilige Vater nach Deutschland, Frankreich und den übrigen Ländern, daß die Protestanten alle Unterschiede des Ranges und der Stände aufheben wollten: das war eine Adresse an den Adel und die Parlamente, und man weiß, wie ihr, namentlich in Frankreich, geantwortet ward. Heute hat sich der Text der Predigt verändert, die Treulosigkeit der Intoleranten aber ist dieselbe geblieben. Da der Glaubenseifer sehr mittelmäßig und lau geworden ist, da der Adel und die Obrigkeiten nur noch eine beschränkte Gewalt ausüben, muß man sich an die besitzende Klasse richten, um zu Gunsten der Verfolgung die Stütze der öffentlichen Meinung zu gewinnen; sie sucht man jetzt zu erschrecken, indem man die neuen Katholiken des Kommunismus beschuldigt, und mit Hilfe dieses Schreckes hofft man die antirömischen Ideen bequem zu unterdrücken.“

„Die Berechnung ist schlau: sie ist von den Jesuiten gemacht. Wir hoffen aber doch, daß sie vor den offen daliegenden Handlungen und Erklärungen der deutsch-katholischen Kirche zusammenfallen wird. Auch diejenigen, welche Komtreu geblieben sind, können sich nicht lange täuschen lassen. Man konnte wohl die Völker täuschen in jenen Zeiten der Rohheit, als die Presse noch nicht bestand, als die Verbindungen zwischen den verschiedenen Provinzen desselben Landes schwer und selten waren: aber wäre es auch heute noch möglich?“

„Wenn übrigens die neue Kirche Deutschlands berufen ist zu dulden, so wird sie es ohne Zweifel mit männlicher Beharrlichkeit thun; sie wird sich erinnern, daß die Wahrheit stets Opfer fordert, und sich nur unter Schmähungen und Verfolgungen von Seiten ihrer Feinde Bahn bricht. Welche edle und heilige Sache hat nicht ihre Märtyrer gezählt? Man wäre unwürdig, die Wahrheit zu besitzen, ja man würde sie selbst nicht besitzen, wenn man nicht den Muth hätte, sich für sie zu opfern.“

Diese Befürchtung ist nun, für Preußen wenigstens, aufgehoben, und wir werden sogleich sehen, welche Anerkennung die weise Verordnung unseres Monarchen auch in Frankreich gefunden hat.

„Es ist übrigens gut“, fährt der „Sémeur“ fort, „die Verleumdungen in Frankreich zur Sprache zu bringen, mit denen die junge Kirche jenseits des Rheins verfolgt wird. Wenn sich nämlich bald, wie wir es wünschen, durch Namen und Wissenschaft hervorragende Männer an die Spitze einer ähnlichen Bewegung stellen, wenn sie sich geradezu von Rom loslagern und auf der Grundlage des Evangeliums ein neues Glaubensbekenntnis entwerfen, wenn sie endlich zusammentreten, um Gott auf eine Weise zu verehren, die ihnen am meisten mit der christlichen Offenbarung übereinzustimmen scheint, so wird man wahrscheinlich nicht von dem falschen Prinzip einer vorgängigen Erlaubnis Gebrauch machen, um ihnen ihr Recht zu verweigern. Man wird nicht wagen, im Angesicht des erkaunten Europa zu erklären, daß Frankreich in Hinsicht auf religiöse Freiheit unter Preußen, Sachsen, Belgien, der Schweiz und England stehe. Das wäre eine zu große Schande, ein zu großer Vorwurf, eine zu feige Nachgiebigkeit gegen die Priesterpartei. Aber man kann voraussehen, daß die Verleumdung wüthend über die neuen französischen Katholiken herfallen würde. Man würde die konservative Partei gegen sie aufreizen, von Radikalismus, von Demagogie schreien. Und wer weiß? irgend ein Kultusminister könnte sich heuchlerisch zum Echo der hinterlistigen Lügen des Jesuitismus machen, und man würde das Stichwort des öffentlichen Wohles vorhalten, um die neue Kirche, zumal wenn sie zahlreiche Anhänger fände, zu beschränken und zu unterdrücken. Wir wissen recht gut, was die Priesterpartei fähig ist, und was sie einer politischen Macht auferlegt, die schwach genug ist, um ihre Gunst zu betteln. Aber die mutigen Bekenner werden nicht zagen, werden nicht vor der Erfüllung ihrer erhabenen Pflichten zurückschrecken; und die Meinung der Nation, das ist unsere feste Ueberzeugung, wird denen mächtig zu Hilfe kommen, die, der Religion des Mittelalters entsagend, in ihrem Bekenntnisse das Christenthum und den Geist der Neuzeit, die Bedürfnisse des Gewissens und der Gesellschaft vereinigen werden.“

Zu der Kabinetts-Ordre, welche den Deutsch-Katholiken freie Religionsübung gestattet, bemerkt dasselbe Blatt, nachdem es dieselbe seinen Lesern in ihrem vollständigen Inhalte dargelegt und seine Freude über diese Wendung der Dinge ausgesprochen hat: „Diese Ausnahme“ (daß die deutsch-katholischen Priester keine Ehe einsegnen dürfen) „erklärt sich von selbst; denn eine öffentliche bürgerliche Handlung kann nur von Staatsbeamten gesetzlich vollzogen werden, zu ihnen aber gehören die Priester einer nicht vom Staate anerkannten Kirche nicht. Statt nun den König von Preußen, der bei dieser Gelegenheit eine so große Weisheit und eine so vorurtheilsfreie Achtung vor den Rechten des Gewissens gezeigt hat, um die offizielle Anerkennung und Bestätigung ihrer Kirche anzugehen, und dadurch für ihre Geistlichen die Erlaubnis zur Vollziehung gewisser Handlungen zu erhalten, die prinzipiell in den Geschäftskreis keiner Kirche gehören, werden die Deutsch-Katholiken wohlthun, wenn sie im Gegentheil die Regierung dahin zu bestimmen suchen, daß für das ganze Königreich diese Handlungen der Kompetenz der Geistlichkeit entzogen und ausschließlich den bürgerlichen Behörden übergeben werde.“

Es ist dies derselbe Uebelstand, dessen wir schon neulich einmal gedachten, als wir von dem Napoleonischen Konkordate sprachen. Er greift augenblicklich zu tief in das gesammte Verwaltungswesen ein, als daß ihn die Kabinetts-Ordre hätte sogleich mit beseitigen können, im Gegentheil sieht man deutlich, wie er sich den edlen und liberalen Gesinnungen des Gesetzgebers selbst hemmend in den Weg gestellt hat. Wir wollen hoffen, daß auch er bald seine Erledigung finden werde; denn Geburt und Tod sind Ereignisse und das Ehebündnis eine Handlung des bürgerlichen Lebens, mit bürgerlichen Folgen, schlagen also in das Gebiet der bürgerlichen Behörden, denen mithin folgerichtig auch die Führung der Register darüber zusteht. Die geistliche Weihe des Ehebündnisses ist von der bürgerlichen Vollziehung desselben vernünftigerweise eben so verschieden, als die Anerkennung des Kindes als Christen durch die Taufe, von seiner Anerkennung als Staatsbürger durch die Eintragung in die Register des Staates. Durch die Vermischung dieser beiden ganz verschiedenartigen Dinge hat sich nun das seltsame Ergebnis herausgestellt, daß der deutsch-katholische Priester die höhere Religionshandlung, die Taufe (ein Sakrament), vollziehen darf, während ihm die niedere, die Copulation (die auch von dem bei weitem größeren Theile der Deutsch-Katholiken nicht als Sakrament betrachtet wird), untersagt ist. Wieviel Anheil die Civilehe in den berüchtigten Streitigkeiten über die gemischten Ehen erspart haben würde, brauchen wir nicht des breiteren auszuführen.

Doch auch äußerlich fängt die Bewegung an, sich in Frankreich zu zeigen. Wir lesen darüber Folgendes: „Die Nachrichten, welche wir aus verschiedenen Gegenden des Landes erhalten, entsprechen unseren Erwartungen und zeigen offenbar, wie sehr das Volk des Aberglaubens und des Priesterjoches müde und geneigt ist, die Religion des Evangeliums zu erfassen, wenn es ihm geboten wird. Wir sind überzeugt, daß sich auch bei uns eine große Erschütterung vorbereitet, und man kann schon voraussehen, daß sie, je nach den dafür in Thätigkeit gesetzten Werkzeugen, einen doppelten Charakter tragen wird. Der protestantische Profelytismus bedarf bereits die reformirten Kirchen; der freiwillige Antiromanismus, der seine Bewegung nicht von außen her erhält, sondern in sich selbst findet, wird wahrscheinlich wie in Deutschland seine besondere Form und seine eigenen Kirchen erhalten. Wir haben Grund zu glauben, daß sich auch ehrenwerthe Geistliche der neuen Bewegung in beiden Richtungen anschließen werden: Herr Trivier, Vicar von St. Michael, einer der drei Pfarreien von Dijon, hat ihnen so eben ein mutiges Beispiel ge-

geben, indem er dem Bischof seine Abdankung eingereicht hat. Er hat die Beweggründe, die ihn bestimmen, sich von der römischen Kirche zu trennen, in einem Briefe dargelegt, der so eben durch den Druck veröffentlicht worden ist, und in welchem er die schwere Pflicht zu erfüllen gewußt hat, sich gegen die Irrthümer der Kirche, die er verläßt, zu erklären, ohne auch nur einen Augenblick die Rücksichten zu vergessen, welche ihm seine früheren Beziehungen zu dem Bischof von Dijon auslegten. Herr Trivier hat am vergangenen Sonntage zu Dijon dem protestantischen Gottesdienste beigewohnt.“ J. J.

Rußland.

Festgelage russischer Kaufleute.

(Fortsetzung.)

Es ist Sawwa Michewitsch's Namenstag. Schon am Tage zuvor hat er in der Frühe drei seiner dienstbaren Geister in der ganzen Stadt beim Adel und der vollwichtigen Kaufmannschaft umhergeschickt und diese sämtlichen „Honoratioren“ eingeladen, sein „Salz und Brod“ nicht zu verschmähen. Vor Ablauf desselben Tages werden dieselben Gesandten nochmals in alle Häuser der Eingeladenen abgefertigt, um dieselbe Prozedur zu wiederholen. Am Morgen des Festtages selbst herrscht im Hause des Gefeierten eine fürchterliche Verwirrung, Getöse, Hin- und Herlaufen — die Hausfrau im schmutzigen Unterrod, die Söhne, die Handelsgesellen, die Diener und Mägde, die Kinderwärterinnen und verschiedene besonders hierzu beordnete alle Weiber durchkreuzen sich mit besorgten Mienen, schreien, lärmen, stoßen sich, scheuern, waschen, wischen, kehren, baden, kochen, kurz erschöpfen das ganze Zeitwörterverzeichnis der Häuslichkeit. Der Gefeierte selbst hat schon früh die Messe gehört, sein Dankgebet verrichtet, ein ungeheures Bachelicht in der Kirche aufstellen lassen, und nach Pause zurückgekehrt, trifft er in seinem Vorzimmer bereits die ersten Gäste — es sind die armen Kaufleute und niederen Beamten des Gerichts, welche erschienen sind, um dem Väterchen Sawwa Michewitsch Glück zu wünschen. Auf der Treppe schon begegnet er einer Deputation der Postillone, der Diener der Polizei, Sicherheitswächter (Budoßniks), Küster, Mehner u. s. w. — dieser ganzen Bevölkerung reicht man einem Jeden sein Gläschen Schnapps und einiges kleine Silbergeld von zehn bis zu fünfzehn Kopeken, je nach dem Geschlecht und Stande. Nachdem sie ihren Wohlthäter mit Segenswünschen überhäuft, entfernen sie sich schleunigst, und Sawwa Michewitsch nimmt die Glückwünsche der Gäste an, welche sich in einem Stübchen neben dem Gastzimmer versammelt haben. Die Gäste sind sämtlich im Ornat — denn die Kaufleute suchen für eine solche Gelegenheit ihre alten Kastane hervor, die nur an großen Feiertagen angelegt und dann wieder sorgfältig in der Truhe verschlossen werden und so vom Urahn bis zum Ururenkel übergehen. Das Gerichtspersonal ist im Alltagskostüm, nur rasirt. Der Hausherr macht keine großen Umstände mit diesen Gästen, welche trotz der wiederholten Phrasen: Seg' dich, Brüderchen Luka Lukitsch! — Nun, Thomas Petrowitsch, hörst du nicht, sollst dich segnen! — sich nicht zu segnen wagen, denn sie wissen wohl, daß die Schlange unter Blumen lauert, und wäre Einer ja vermessen genug, der ungehörigen Aufforderung zu gehorchen, so würden sich die Pforten zu den Gemächern des hochmüthigen Hausherrn ihm für immer verschließen. Abermals ertönt die Stimme Sawwa Michewitsch's: „Nun ihr Herren, womit kann ich den werthen Gästen aufwarten? Alles bückt sich tief, und einstimmig erschallt die Antwort: Thee und etwas anzubreien! — Auf einem ungeheuren Theebret bringt man eine beträchtliche Anzahl Tassen herein, die mit einer theerartigen Flüssigkeit gefüllt sind. Auf den Tisch aber stellt man ein Gläschen mit einem Aufguss von Branntwein nebst zwei kleinen Gläsern, ein Roggenbrot, ein Stück saulen Stör, modrigen Kaviar und klein geschnittene Salzbeeringe. Jeder theure Gast verschluckt seinen Thee, die Kaufleute verneigen sich und gehen ungesäumt ihres Weges, das Gerichtspersonal aber läßt sich zu dem Gläschen nöthigen, trinkt, beißt an und schickt sich an, fort zu gehen, während der Gastgeber Einen und den Anderen aufhält und ihm etwas in die Hand drückt, für welchen Handdruck man ihm dann die seinige dankbarlichst läßt. Jetzt meldet sich eine etwas vornehmere Erscheinung — der Geistliche des Sprengels, der die geweihte Postie überbringt, ihn führt man jedoch ins Gastzimmer, wo bereits echter Schelun-ga oder Blumenthee herumgereicht wird. Jetzt nähern sich schon die nobleren Gäste, die reicheren Kaufleute und Beamten. Man reicht jedem Besucher Thee und ladet ihn ein, von einer ungeheuren Fischpastete zu kosten, die neben der Liqueurfflasche auf dem Tische steht. Hier giebt sich nun die Welt- und Menschenkenntnis des Herrn vom Hause zu erkennen. Manchem Gaste läuft er bis an die Stufen entgegen, einem anderen bis ins Vorzimmer, einen dritten erwartet er an der Thür des Gastzimmers. Im Vorübergehen drückt er halb im Scherz, halb im Ernst den Gratulanten sein Mißfallen aus, die sich verspätet haben und zur ersten vorgenannten Klasse von Gästen gehörend, nicht ins Gastzimmer eingelassen werden: „Aha, Brüderchen Gregor Gregorjewitsch, bist stolz geworden, und kommst nicht mehr zu unser Einem!“ — Der besürzte Angeredete verbeugt sich, Entschuldigungen sammelnd, doch schon ist er der Strafe verfallen und verliert Thee und Imbiß. Jetzt aber erscheint der Kammerdiener des Gouverneurs, als Ueberbringer des Glückwunsches von Sr. Excellenz, so wie im eigenen Auftrag, — den werthen Gast führt man nicht ins Gastzimmer, aber in ein besonderes Kabinet, wo ihn der Sohn des Hausherrn traktirt, während ihm Sawwa Michewitsch selbst seine Dankbarkeit zu erkennen giebt. Die letzten Morgengäste sind bereits erschienen, der Polizeimeister, die Rätthe, der Rentant, der Postmeister. Sie wurden sämtlich mit tiefen Bücklingen an der Treppe empfangen, ertheilten Sawwa Michewitsch die Akkolade und

empfangen von ihm einen Kuß auf die Schulter; eben so wurden sie wieder mit tiefen Bücklingen beim Weggehen bis zur Treppe begleitet und bei keinem die unterthänigste Bitte unterlassen: Väterchen, geruhen Sie ja nicht zu verschmähen, mein Salz und Brod anzunehmen, machen Sie mich so glücklich, lassen Sie mir die Gnade zu Theil werden! — Wir werden kommen, Väterchen Sawwa Michewitsch, lautet die Antwort, wir werden Ihre Gäste seyn! — Zu wem sollte man zu Gast gehen, wenn nicht zu Ihnen, Sie verstehen zu bewirthen! — Ich bitte, Väterchen, halten Sie es nur meiner Dürftigkeit und dem Mangel zu gut, wenn nicht Alles ist, wie es seyn sollte! —

Die Besucher sind fort, die Scene hat gewechselt! Schon während der Anwesenheit der Gäste war der Hausherr unaufhörlich beschäftigt, überall nachzusehen und hin und her zu laufen, jetzt wirft er den Festtags-Kastan und die goldene Medaille am rothen Bande um den Hals von sich, und im alten Mittel macht er sich an die Arbeit, unter welcher er ächzt und seufzt, während ihm der Schweiß von der Stirne trieft. Er läuft in Küche und Keller, ordnet die Aufstellung der Tische an, so wie des Essens und Weines — überall vernimmt man sein Geschrei, seine Scheltworte, an Schlägen läßt er's nicht fehlen und theilt davon Frau und Kindern mit, d. h. den Söhnen, denn die Töchter kommen hier nicht mit in Betracht. Sie haben seit dem frühen Morgen nur eine Sorge — um ihre Person, sie waschen sich mit wohlriechenden Wassern, wickeln ihr Haar, schminken sich weiß und roth, legen den Fuß zurecht u. s. w. Unterdessen sind im Saale und Gastzimmer die Tische aufgestellt und die Plätze numerirt, im Esszimmer ist das Geschirr aufgethürmt, zwischen den Weinflaschen und im Schlafzimmer ragt ein riesiger Theekessel, Samowar, einen halben Eimer fassend, empor. Jetzt kommen auch Musikanten und Sänger und stellen sich im Vorzimmer auf. Alles ist bereit. Die Hausfrau hat sich schon in Fußgeworfen, mit Brillanten behängt, mit einem theuren Shawl umwickelt und mustert jetzt den Staat ihrer Töchter; der Hausherr hat nochmals Alles in Augenschein genommen, den Wein und die auszubringenden Toaste notirt — da erscheinen schon die ersten Gäste. Man nimmt in gehöriger Ordnung Platz von der Thür des Vorzimmers an bis zum Gastzimmer. Schnell hat der Gastgeber den Festtags-Kastan und die Medaille wieder angethan — und das Kampfspiel beginnt!

Von Seiten der Gäste sowohl als des Gastgebers wird die strengste Etikette in Betreff des Ranges oder Reichthums der Ankommenden beobachtet: der Kollegienrath hat stillschweigend den Vorrang vor dem Hofrath, dem Titulaturrath geht der Collegien-Affessor voraus, dem Geldsack von einer halben Million muß der Sack von Hunderttausend weichen und das Säckchen von Zehntausend rangirt dem von Zwanzigtausend. In Betreff der Vermischung von Rang und Geldsack aber gilt die Regel, daß nicht etwa jeder Rang seine bestimmte Taxe nach Geld hat, die Rangklassen rangiren besonders, eben so wie die Geldsäcke nach Qualität und Quantität. Nur in Betreff der ersteren machen Ordenssterne und Ehrenzeichen eine kleine Abweichung von der Regel: der erste Platz gebührt stets dem Stern, ein Kollegienrath aber mit dem Annen-Orden um den Hals würde dem Staatsrath mit dem Wladimir im Knopfloch vorangehen.

Die letzten und vornehmsten Gäste treten ein, — ein dumpfes Gemurmel wogt durch die zahlreiche Versammlung und — man nähert sich den Liqueurflaschen. Längst schon lockten sie die Blicke der Anwesenden auf sich durch das schöne Farbenspiel in den geschliffenen Karaffen, alle Sinne, Geschmack, Geruch, Gesicht, werden zugleich in Bewegung gesetzt, durch prächtige Störe, marinierte Bollheringe, gepressten und frischen Kaviar, doch Keiner wagte anzurühren. Sawwa Michewitsch war unterdessen in unaufhörlicher Bewegung, ließ jedem Gast entgegen, grüßte, küßte, küßte sich, und plötzlich erschallte sein Ruf: Väterchen, Ew. Excellenz geruhen Sie ein Schnäppchen? dabei neigte er sich bis zur Erde. Die angerebete Excellenz geruht ein Scherzwort zu erwidern: Ein Schnäppchen für den Magen, ließ sich wohl vertragen u. dgl. m. Dies war das Signal, und feierlich und ehrbar schreitet die Versammlung ans Werk, Jeder aber langt nach Stand und Rang zu, so daß freilich die Letzten nur der Bodensatz in den Karaffen, die Fischgräten und Peringschwänze auf den Tellern treffen.

Plötzlich werden die Thüren weit geöffnet, die aus dem Schlaf ins Gastzimmer führen, — die Gemahlin und Töchter des Hausherrn erscheinen. Dieser empfiehlt seine „alte Mutter und Jüngferchen“ und bittet die Gesellschaft, sich zu Tische zu begeben. Er selbst beginnt die Prozeßion, sich nach beiden Seiten verneigend, ihm folgt ein Stern auf einem Grad mit der Frau vom Hause, hierauf die beiden vornehmsten Gäste, welche die Töchter schleppen, die ebenfalls mit Brillanten behangen und in Shawls gewickelt sind, hinterdrein noch ein zehn Stück Standespersonen — diese erste Abtheilung nimmt die Ehrenplätze am obersten Tische ein. Der Hausherr aber eilt wieder ins Gemurmel, wählt die Gäste nach Stand und Gewicht, ruft, führt, schleppt mit Gewalt fort, da Viele aus übertriebener Bescheidenheit Umstände machen; doch Sawwa Michewitsch ist ein erprobter Politiker, er weiß wohl, daß dieser erpöckeltesten Bescheidenheit nachgeben sich für immer mit seinen Gästen entzweien heißt. Es entsteht ein furchtbares Gemurmel, kaum vernimmt man sein eigenes Wort, man sollte meinen, der Hausherr prügte sich mit seinen Gästen. Endlich sind alle die Bedeutenden und Gewichtigen untergebracht, — um den Rest kümmerlich sich Sawwa Michewitsch nicht, sie mögen sich setzen, wenn sie Platz finden. Er selbst setzt sich nicht an den Tisch, er ist überall und nirgends! Am obersten Ende sitzen der Stern, Gemahlin und Töchter des Hausherrn, auf einer Seite die Rangklassen, auf der anderen die Geldsäcke, am unteren Ende die untersten Klassen auf einer Seite, die Geldsäcke auf der anderen. Andere Tische sind dem großen Hausen und Pöbel der Gäste angewiesen, zu dem auch die armen Verwandten des Herrn und der Frau vom Hause ge-

rechnet werden, sie bilden die niedrigste Stufe der Geladenen. In der genannten Ordnung werden auch die Speisen und Weine herumgereicht: oben fließt der Champagner in Strömen, weiter unten nimmt der Jusfuß ab, — am anderen Ende aber ist er versiegt und an seine Stelle der Halbchampagner getreten, weiter der muffrende Donwein, der Birkenast, und dem Pöbel wird schäumendes Johannisbeerwasser gereicht, das dem Aeußern nach dem Champagner gleicht. Gleiche Verschiedenheit findet in den Speisen statt: unten wie oben wird Braten gereicht, aber oben Truthahn sammt köstlichem Salat, aus Moskau verschrieben, unten schlecht gebratenes Fleisch mit Salzgurken. Einen mit der Etikette noch nicht gehörig vertrauten Diener, der an unteren Ende eben einem Gaste eine Schüssel mit Rebhühnern und Wild präsentiert, stößt der Hausherr unwillig bei Seite, im Augenblick, wo der Gast die Gabel ergreifen will: „Dummkopf“, ruft Sawwa Michewitsch, „die hier bekommen Hühner!“ — und dem Gaste blieb nur das Nachsehen. Wahrhaft bewundernswürdig ist das Augenmaß und der Scharfblick des Hausherrn und Jedem wird das Seine zu Theil, jeder Gast ist zufrieden und glücklich, den Umständen angemessen.

Jetzt beginnen die Toaste: den vornehmsten Gästen füllt der Hausherr selbst die Pokale, den anderen seine Söhne und Gehülften. Musikanten und Sänger, die sich seit Beginn des Festmahls unaufhörlich abgearbeitet, schweigen jetzt, der Hausherr schreitet feierlich auf den besten Grad zu, neigt sich tief und beginnt: Auf die Gesundheit des sehr ehrenwerthen und theuren Gastes, meines Wohlthäters, Sr. Excellenz! Bei diesen Worten winkt er im Rücken mit der Hand, ein Diener, der an der Thür steht, winkt mit der Serviette in ein anderes Zimmer, von dort wird das telegraphische Signal wiederum weiter getragen, bis ins Vorzimmer, und plötzlich erdröhnt wie aus einem Munde aus hundert Kehlen, von allen Tischen, der Donnerruf: auf die Gesundheit Seiner Excellenz! Ein Tusch der Musik und das Gebrüll der Sänger fällt ein: Die-ie-ie-le-le-le Jah-ah-ah-ah-re! — Die so ausgeführte Excellenz bringt jetzt die Gesundheit des werthen Gastgebers und Gefesterten des Tages aus und das alte Spiel beginnt wieder, oben und unten drinnen und draußen! Plötzlich hört man Geschrei und Loben an den unteren Tischen, wo man jetzt die Gläser nur zur Hälfte füllt, man fordert mit Ungestüm mehr Wein, und Sawwa Michewitsch ist selbst genöthigt, hinanzugehen, um den unbescheidenen Gästen zu drohen, daß er sie sammt und sonders davonjagen werde. Währenddessen weigert sich schon Sr. Excellenz, so wie Sr. Hochwohlgeboren, Sr. Hochwürden und der Hochgeehrte, so wie der sehr Ehrenwerthe, sich nochmals die Pokale füllen zu lassen. — Alles vergebens, Sawwa Michewitsch findet Mittel, weiß neue Gefundheiten auszufinnen, läßt Frau und Töchter sich vor den vornehmsten Gästen auf die Kniee werfen und sie flehentlich bitten, die armselige Gabe nicht zu verschmähen. Und abermals beginnen die Gäste zu essen und zu trinken, doch schon verwirren sich die Begriffe über das, was man isst und trinkt, die Köpfe werden schwer, sinken auf die Brust, die Stimmen sind heiser, die Zungen fallen unverständliche Worte und — Sawwa Michewitsch's Triumph ist vollendet, demüthig bitter er, mit der bescheidenen Bewirkung vorlieb zu nehmen. . . . Jetzt rasseln und fallen die Stühle um, — mit ihnen auch einige der Gäste, die, welche noch gehen können, vertheilen sich im Gastzimmer und Cabinet, andere werden unter dem Arm dahin geführt, — nach Hause aber läßt man Niemanden, Thür und Thor sind verschlossen — Hüte, Mäntel, Stöcke und Galoschen bei Seite geschafft. Jetzt verschwinden auch Frau und Töchter des Hausherrn und in den mit Gästen gefüllten Zimmern beginnt eine furchtbare Orgie! Es mischen sich Rang und Stand, Besitzthum und Alter, Alles singt, schreit, trinkt und springt, hier raucht und brüllt, dort schnarcht man, nur Sawwa Michewitsch hält sich tapfer und ist unermüdet! . . . Der Champagner ist allmählig verschwunden und einheimische Gewächse nebst gebrannten Wassern haben seine Stelle eingenommen, die theuren Pokale sind mit schlichten Schnäppsgläsern vertauscht, denn die Begriffe der Gäste sind bereits so schwach geworden, daß sie nichts mehr zu unterscheiden vermögen und in ihrem Geiste die himmlische Seligkeit mit der irdischen zusammenfließt — Gesang, Punsch, Tanz, Karten, Pfeifen, Zigarren, Musikanten, Sänger — Alles mischt sich in den Erscheinungen der spirituellen Rebel! Unterdessen hat sich der Hausherr hinaus geschlichen, um das Schlachtfeld zu überschauen; er hat die Trümmer der Speisen, die Reste der Weine weggebracht und eingeschlossen, einen Diener über einem Diebstahl erwischt, einen anderen beim Leeren eines noch mit Champagner gefüllten Glases ertappt — er sieht Alles und wird über Alles strenge Rechenschaft fordern; die Gäste aber bemerken nichts davon, ihnen drückt er die Hand, küßt sie, klagt mit ihnen oder neigt sich tief, läßt nebenbei vor den Beamten ein Wortchen von seinem Prozesse fallen, vor dem Kaufmann von dem Handelsgeschäft. . . . Auch giebt man den Gästen allerlei Kunststücke und Erlustigungen zum Besten: Es erscheint ein Kreis, der die Bidel spielt und allerhand Wocksprünge dazu macht, andere Künstler zeigen ihre Meisterschaft, indem sie wie Hunde bellen, und krähen wie Hähne, die Sänger stimmen Lieder zum Preis jedes Gastes an, der seinen Beutel zu ihrem Besten zieht. Jetzt bilden die Gäste einen Ringelreihen, lassen sich auf den Fußboden nieder, jeder eine Flasche in der Hand, ein Lied wird angestimmt, und auf ein gegebenes Zeichen: Eins, zwei, drei! Die Flasche an den Mund gesetzt und geleert. Wenn Zweidrittel der Gäste bereits auf der Waghstatt liegen, ein Drittel vergeblich das Gleichgewicht zu erhalten strebt, wenn bereits die Hähne krähen und man zur Frühmesse läutet, da öffnen sich erst die gaslichen Pforten und die Gäste fahren, taumeln und schleichen heim in ihre Wohnungen. Denselben Tag aber heißt's in der ganzen Stadt: Sawwa Michewitsch versteht seine Gäste zu bewirthen! Alles war im Ueberflus da, es floß nur in Strömen! Die, für welche der Born des Ueberflusses nicht gesprudelt hatte, wagten aber keinesweges zu

murren, denn die Ehre, bei Sawwa Mischeitsh gegessen zu haben, war schon etwas werth, auch hatte der Schluß des Festes selbst die Unzufriedenen mit dem Gastgeber wieder ausgeföhnt! (Schluß folgt.)

Afrika.

Die Stadt Port-Louis auf der Insel Mauritius.

Von dem Missionar James Bachhouse zu York ist im vorigen Jahre ein ausführlicher Bericht über seine mehrijährige Reise nach der englischen Insel Mauritius (früher Isle de France) und den unbekanntenen Gegenden des südlichen Afrika's erschienen, welcher einmal die allgemeine Erfahrung bestätigt, daß bei den meisten Missions-Unternehmungen die heilsamen Erfolge in gar keinem Verhältnisse stehen zu den aufgewandten Summen und den grenzenlosen Aufopferungen dieser mutigen Männer; und dann insbesondere noch die Ueberzeugung hervorruft, daß die Quäker, zu denen Herr Bachhouse gehört, in Folge ihres religiösen Quietismus am wenigsten geeignet seyen, unter den rohen und der Naturbedingtheit noch so sehr unterworfenen Völkern Afrika's mit Erfolg zu wirken. Zwei Dritttheile des 700 Oktavseiten starken Berichtes gewähren übrigens nur den Missions-Gesellschaften einen realen Nutzen; von den Mittheilungen, die ein allgemeines Interesse ansprechen, lassen wir hier die lebendige Schilderung der Stadt Port-Louis auf Mauritius und vorzüglich ihres Friedhofes folgen.

„Die Stadt Port-Louis auf der Westseite der Insel hat eine bewundernswürdige Lage im Hintergrunde einer Bai, welche durch eine kreisförmige Kette von Basalthügeln gebildet wird, die, zum Theil mit Waldungen bedeckt, in einer Höhe zwischen 1038—2639 engl. Fuß abwechseln. Der unmittelbar hinter der Stadt gelegene Berg Le Pouce macht den höchsten Punkt dieser Kette aus. Die Basis der meisten Häuser besteht aus behauenen Basalt, während der obere Theil von Holz ist; andere sind dagegen gänzlich von angestrichenem Holze erbaut. Die Straßen sind gerade und schneiden sich in rechten Winkeln, sie haben Trottoirs von Basalt, und der Fahrweg selbst ist makadamisirt. Vor einer großen Anzahl Wohnungen befindet sich ein kleiner Hof, geschmackvoll mit einer Menge schöner Bäume und dazwischen liegenden Gesträuchen bepflanzt, über welche Kokos- und Dattelpalmen ihre prächtigen Formen erheben. In einigen Straßen gewährte ich sehr schöne, mit großen gelben Blumen bedeckte Akazien, Tamarinden und andere Bäume; ein kleiner Fluß, welcher aus den Bergen entspringt und mitten durch die Stadt fließt, ist in seiner ganzen Länge mit Bananen, Caladium, mit einer „Wunder von Peru“ benannten Pflanze und vielen anderen Gewächsen von ausnehmender Schönheit besetzt. Hinter Port-Louis liegt ein offener Platz, der einer Rennbahn gleicht und Marsfeld genannt wird; dieser ist von ausgedehnten und in einem sehr eleganten Style erbauten Landhäusern umgeben, deren in Geschmack und Nettigkeit wundervoll unterhaltene Gärten, Gebüsche und Anpflanzungen an die Villen erinnern, welche vor den größten Städten Europa's liegen.“ . . .

„Ich besuchte nachher den Begräbnißplatz von Port-Louis, der eine kleine Strecke von der Stadt am Meere gelegen ist. Durch eine lange mit Filaoa beplante Allee gelangt man dahin. Dieser von den Botanikern Casuarina lateriflora genannte und von Madagaskar eingeführte Baum erreicht eine beträchtliche Höhe, hat aber keine Blätter, sondern, wie die Trauerweiden, langhängende und biegsame Zweige, welche wieder von einer Art grünen Mooses mit langgedehnten, dünnen, schiffähnlichen Fasern bedeckt sind, durch die der Wind in den klagendsten Tönen flüstert. Der zum Begräbniß der Todten geweihte Ort ist in mehrere Felder abgetheilt, zufolge der weltlichen Unterschiede, die unter den Lebenden bestanden haben, und welche also nach dem Tode noch ihre Aste trennen. Den Friedhof selbst umgibt eine Mauer, und eine zweite Mauer scheidet den Theil, welchen die christlichen Weißen einnehmen, von dem für die farbigen Menschen bestimmten: so groß ist noch die Macht des Vorurtheils, welches die Sklaverei erzeugt und genährt hat! Diese beiden Begräbnißplätze sind auf gleiche Weise mit Bäumen aller Art, Sträuchern und Blumen geschmückt, die in wunderlicher Mischung um die Gräber wachsen. Einige dieser Gewächse stimmen zu der melancholischen Natur des Ortes; andere dagegen, wie die Kokos- und Dattelpalme, der Pfirsich, der Granat- und Bananenbaum sind mit schönen, eßbaren Früchten bedeckt. Der Rosenstrauch, der Clitorias, die Ipomea und Poinciana, das Wunder von Peru und eine Menge anderer Pflanzen mit in die Augen fallenden Blüten breiten ihre lachenden Sträuße unter den Leichensteinen aus; einige Grabhügel sind mit mehr oder minder schönen Kränzen und Blumenvasen geziert, welche Jedermann vollkommen respektirt. Die Grabmäler werden größtentheils aus Mauerwerk aufgeführt und bieten überdies eine große Mannigfaltigkeit dar vom einfachen Erdbügel mit einem hölzernen Kreuze darauf, oft ohne alle Inschrift, bis zu prächtigen Gräbern mit den lobpreisendsten Epitaphien, Grabinschriften, in welchen den Verbliebenen alle Tugenden ertheilt werden, nur nicht die wichtigste von allen, die Gottesfurcht. Indes ist auch hier diese Regel nicht ganz ohne Ausnahme; denn mitten unter der Menge Gestorbener von allen Nationen, allen Racen und allen Sprachen, welche der Friedhof einer Insel einschließt, die so verschiedene Völker Europa's, Afrika's und Asiens bewohnen, und die man als einen der Hauptgasthöfe der südlichen Hemisphäre ansehen kann, befinden sich die sterblichen Ueberreste von Penriette Rewel, die als eine in ihrem Leben demüthige und eifrige Dienerin Christi wohlbekannt ist.“

„Auch die Chinesen haben ihren Begräbnißplatz in derselben Umfassungsmauer, aber seitwärts und ein wenig in die Augen des Publikums gerückt, wiewohl ihn eine einfache Mauer von denen der weißen und farbigen Menschen scheidet. Die Gräber sind hier alle aus etwa 2 Fuß hohen und 15 Zoll breiten Steinen aufgemauert und haben an ihrem nördlichen Ende eine kleine Mauerwand. Auf den meisten dieser Steine steht man drei senkrechte Reihen Schrift, erhaben ausgehauen und roth angemalt; oben auf dem Schlußsteine des Grabes befinden sich gewöhnlich einige abgeordnete Blätter oder wohl auch einige zusammengelegte Halten weißes Papier, auf welchen mehrere mit einem schneidenden Instrumente gemachte Zeichen sichtbar sind. Manche von diesen Gräbern sind mit Marmortafeln geziert, welche in Basalt befestigt die eingegrabene Schrift enthalten. Eine Art Altar in Gestalt einer Marmortafel, welche mit viel kleinerer Schrift, als die auf den Leichensteinen, bedeckt ist, befindet sich in der Mauer des anstößenden Friedhofes angebracht; um diesen Altar laufen zwei kleine halbkreisförmige Mauern, in der Höhe von Brustwehren und mit Simsen gekrönt, und der von ihnen eingeschlossene Raum ist fast ganz angefüllt von allerlei Gegenständen, unter anderen von einer großen Menge Papierblätter, denen ähnlich, welche auf den Gräbern liegen. Mitten auf dem Rande des innern Gemäuers steht ein platter, runder und roth angestrichener Stein von einem Fuß Durchmesser; hier und da liegende Wachsstückchen zeigen, daß man zu Zeiten Kerzen darauf verbrennt. Später haben wir erfahren, daß auf diesem kleinen Altare der chinesische Priester während der Beerdigung eine Art Todtenopfer bringt. Nicht weit davon zeigte man uns einen anderen halbkreisförmigen Bau, der, wie man uns sagte, zu Leichenfeiern der niederen Klassen bestimmt ist. Die Chinesen sind in Port-Louis sehr zahlreich und gelten für industriöse Leute, aber auch für eben solche Hehler gestohlener Sachen.“

„Den Begräbnißplatz der Malaien umgibt eine Hecke aus Agave Americana und aus Opuntia ficus Indica, jenes eine Art Aloe, dieses ein grüner Strauch ohne Blätter mit plattem, ovalem und vornigem Gezweige. Ein abgeordneter Platz für die Armen nimmt auch die Fremden auf, nach denen Niemand fragt. Damit endlich nichts bei diesem allgemeinen Solgatha fehle, so befindet sich unterhalb der Umfassungsmauer eines dieser Begräbnißfelder der Ort, wo man die ausgeübten Pferde abhüt.“

Mannigfaltiges.

— Die ägyptischen Sklavenjagden. Die Sklaven in Aegypten — schreibt ein britischer Reisender — werden im Allgemeinen menschlich behandelt und eher als Mitglieder der Familien betrachtet, in die sie aufgenommen werden; sie zeigen sich daher oft mit ihrer neuen Lage zufrieden und lernen allmählig die Peinaten vergessen, aus der sie geraubt wurden. Bis sie aber an ihrem Bestimmungsorte anlangen, haben sie die grausamsten Leiden zu erdulden. Zu gewissen Perioden findet in Aegypten eine große Sklavenjagd statt; die unglücklichen Neger werden in ihren Gebirgsdörfern durch die Truppen des Pascha's eingeschlossen, von ihren Quellen abgeschnitten und in die Unmöglichkeit versetzt, sich Lebensmittel zu verschaffen. In dieser Noth tödten sie nicht selten ihre Weiber, ihre Kinder und sich selbst, um dem verhassten Feinde nicht in die Hände zu fallen. Gestattet die Lage ihres Dorfes nicht, sich darin zu verteidigen, so fliehen sie in die Bergschluchten, aber die Verfolger sind nur zu gut mit solchen Schlupfwinkeln bekannt, zünden Feuer vor den Oeffnungen derselben an und zwingen auf solche Weise alle diejenigen, die nicht den Tod der Sklaverei vorziehen, sich zu ergeben. Sobald die Razzia vorüber ist, treiben die Soldaten ihre Gefangenen in einen Haufen zusammen, fesseln sie mit Riemen und schweren Gewichten, um ihr Entkommen zu verhindern, und jagen sie dann mit Peitschen oder Kolbenschlägen vor sich hin, oder binden sie an Kameelen fest und schleppen sie so nach der Station, von der sie den Marsch antreten. Hier werden die unglücklichen Neger, die den Strapazen des Zuges und den Mißhandlungen ihrer Tyrannen nicht unterlegen sind, zum Theil als Rekruten in die Regimenter des Pascha's abgegeben, zum Theil den Truppen statt des Soldes überantwortet, während die jüngsten und ansehnlichsten den Sklavenhändlern verkauft werden, die sie nach喀什, Konstantinopel oder einem anderen Markte transportiren. Wenn nur die Hälfte der Gefangenen den Marsch überlebt, so wird die Speculation schon als gelungen betrachtet, aber oft fällt eine noch weit größere Anzahl zum Opfer, ehe die Räuber ihre Beute in Sicherheit bringen. Was die Dschellahs oder Sklavenhändler betrifft, so behandeln sie die Knaben und Mädchen, die sie den Nil hinunter führen, mit einer Rohheit, die ihnen oft schwere Verluste zuzieht, indem die Kinder über Bord springen, um sich durch den Tod in den Wellen vor ihren grausamen Herren zu retten.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Neue Abonnements-Anmeldungen werden in allen Post-Ämtern und Buchhandlungen angenommen. In Berlin können dieselben per Stadtpost (unfrankirt) an die Buchhandlung Weit u. Comp. gesandt werden.